

Predigt

Liebe Gemeinde,

Jesus war allein mit dreien seiner Jünger auf einen Berg gegangen. Was die vier vorfanden, als sie von dort zu den übrigen Jüngern zurückkehrten, lesen wir im Predigttext des heutigen Sonntags im 9. Kapitel des Markusevangeliums:

„Und sie kamen zu den Jüngern und sahen eine große Menge um sie herum und Schriftgelehrte, die mit ihnen stritten. Und sobald die Menge ihn sah, entsetzten sich alle, liefen herbei und grüßten ihn. Und er fragte sie: Was streitet ihr mit ihnen? Einer aber aus der Menge antwortete: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn; und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, daß sie ihn austreiben sollen, und sie konnten's nicht. Er aber antwortete ihnen und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn her zu mir! Und sie brachten ihn zu ihm. Und sogleich, als ihn der Geist sah, riß er ihn. Und er fiel auf die Erde, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund. Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist's, daß ihm das widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, daß er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns! Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst: Wenn du kannst – alle Dinge sind möglich dem,

der da glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube; hilf meinem Unglauben! Als nun Jesus sah, daß das Volk herbeilief, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre von ihm aus und fahre nicht mehr in ihn hinein! Da schrie er und riß ihn sehr und fuhr aus. Und der Knabe lag da wie tot, so daß die Menge sagte: Er ist tot. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf. Und als er heimkam, fragten ihn seine Jünger für sich allein: Warum konnten wir ihn nicht austreiben? Und er sprach: Diese Art kann durch nichts ausfahren als durch Beten.“

Liebe Gemeinde,

grausig, was diese Familie erlitten hat: Es ist schrecklich für eine Mutter oder einen Vater, wenn das eigene Kind so heimgesucht wird. Krämpfe, Ohnmacht, Schaum vor dem Mund. Und man steht selbst vollkommen hilflos daneben und kann nichts tun. Außer vielleicht noch, das arme Kind aus den Feuerflammen zu ziehen, über denen es zusammenbricht, oder aus dem Wasser, in das es bewußtlos hineinstürzte. So ein Anfall – schrecklich! Und vermutlich genauso schlimm, die ständige, nagende Angst vor dem nächsten Anfall. Wann ist es wieder soweit? Bin ich da, um wenigstens zusätzliche Verletzungen zu verhindern? Oder wird der Anfall genau dann sein, wenn ich nicht da bin? Wird mein Kind sich übel verbrennen, jämmerlich ertrinken? Und: Wird der Anfall glimpflich abgehen, oder bleiben dauernde Schäden? Ja, überlebt mein Kind den nächsten Anfall?

Kein Wunder, daß der Vater Hilfe sucht. Ich kann mir gut vorstellen, daß er schon bei vielen Menschen Rat und Beistand gesucht hat. Und sicherlich auch schon einiges ausprobiert hat. Der Vater bringt den Jungen dahin, wo Jesus sein soll. Erneut voller Hoffnung. Doch zuerst wird er wieder sehr enttäuscht: Jesus ist gar nicht da, und seine Jünger, die können es nicht.

Tja, und die Jünger, die den Jungen nicht heilen konnten, streiten statt dessen mit Schriftgelehrten herum. Ich kann mir auch gut vorstellen, daß es dabei nicht nur um die Frage ging, welche Methode wohl die richtige ist, den Jungen zu heilen. Sicherlich stritten sie auch darüber, warum der Knabe so geplagt war. Sünde? Unglaube? Der arme, enttäuschte Vater steht daneben. Mit ihm wird nicht geredet. Dafür womöglich laut über ihn.

Auf einmal kommt Jesus zurück — und nimmt sich erst mal Zeit, mit dem Vater zu reden. Schließlich bringt der Vater seine ganze Hoffnung, aber auch seine ganze Hoffnungslosigkeit in einer Bitte an Jesus zum Ausdruck: „Wenn du kannst – hilf uns!“ Die Hoffnung treibt den Vater, Jesus überhaupt zu bitten. Die Hoffnungslosigkeit, seine Erwartung, daß auch Jesus nicht können wird, baut der erwarteten Enttäuschung vor.

Erstaunlich ist nun Jesu Antwort: Er sagt nicht: „ja, ich kann,“ schnippt mit dem Finger und zeigt, daß er heilen kann. Jesus beantwortet diese Frage auf sein Können mit dem erstaunlichen Satz „alle Dinge sind möglich, dem der da glaubt.“ Wenn ich, Jesus, etwas kann, dann weil ich glaube. Weil ich, Jesus, glaube, kann ich. Und zwar nicht nur irgend etwas, sondern alles. Auch das Kind heilen.

Überraschend ist an dieser Antwort zweierlei: Erstens, was Jesus gerade nicht als Antwort gibt, und zweitens, wie der Vater auf die Antwort reagiert. Jesus macht in seiner Antwort dem Vater in keiner Weise einen Vorwurf. Er sagt nicht: „Hättest du richtig oder genug geglaubt, so wäre dein Kind schon viel früher gesund geworden.“ Wir sind von der heftigen Reaktion des Vaters auf diese Antwort so eingenommen, daß wir leicht übersehen, daß Jesus hier nicht den Glauben des Vaters in den Blick genommen hat. Wie anders geht es da bei uns oft zu. Wie schnell sind wir dabei, anderen Glauben abzusprechen und Unglauben zu unterstellen, wenn deren Leben hart gebeutelt wird! Nein, Jesus scheint der Glaube des Vaters wenig zu interessieren. Jesus zeigt nur, daß er selbst durch Glauben Vollmacht hat, das Kind zu heilen.

Der Vater reagiert nun aber auf Jesu Glauben und seine Vollmacht nicht, so, daß er jetzt einfach bittet, daß sein Kind geheilt werden möge. Nein, angesichts dieser Vollmacht, angesichts des Glaubens Jesu, in seiner Gegenwart, wird ihm die Kümmerlichkeit seines eigenen Glaubens bewußt: „Hilf meinem Unglauben!“

Ich denke, wenn wir Jesus Christus begegnen, in der Gegenwart des Gekreuzigten und Auferstandenen stehen, dann erkennen wir, wie es um uns und unseren Glauben bestellt ist. Und wenn wir dann zwar gerne glauben wollen, aber so oft nicht können, dürfen wir wie der Vater unseren Unglauben bekennen und darauf bauen, daß Jesus Christus in uns wahren, großen Glauben wecken wird.

Nun hat Jesus aber durchaus auch den Unglauben im Blick. Schließlich hat er zuvor gescholten: „O du ungläubiges Geschlecht“! Wessen

Unglaube schimpft er denn da? Worin besteht der Unglaube? Und wie hätte sich echter Glaube gezeigt?

Unter denen, die Jesus hier anredet, sind auch seine eigenen Jünger. Ich möchte mich auf sie konzentrieren, denn wir sind hier ja ebenso alle Jünger Jesu – so wollen wir sehen, was das für unseren Glauben bedeuten kann.

Ganz offensichtlich äußert sich der Unglaube der Jünger erst einmal darin, daß sie eben nicht wie Jesus können: Sie konnten das Kind nicht heilen! Hätten sie geglaubt – so wäre es ihnen doch möglich gewesen. Ja, noch mehr: Drei Kapitel zuvor erzählt uns der Evangelist Markus: Jesus hatte seine Jünger ausgesandt, er hatte sie mit Vollmacht ausgestattet – und sie haben tatsächlich geheilt. Sie konnten tatsächlich das tun, wobei sie jetzt, bei diesem Jungen, so kläglich versagten.

Zweitens zeigte sich der Unglaube der Jünger darin, daß sie sich auf ein Streitgespräch mit den Schriftgelehrten eingelassen hatten, nachdem sie den Jungen nicht heilen konnten. Ja, noch mehr: Als Jesus fragt, wum hier denn eigentlich gestritten wird, antworten nicht die Jünger! Statt dem, dem sie nachfolgen, eine Antwort zu geben, hören wir nichts von ihnen. Statt dem, der sie mit Vollmacht ausgesandt hatte, ihr Versagen zu bekennen, sind sie ganz ins Streiten vertieft. Daran zeigt sich: Die Jünger haben Jesus aus dem Blick verloren, ihr Unglaube bestand darin, daß sie sich nicht mehr von dem leiten ließen, dem sie doch eigentlich nachfolgen wollten und sollten.

Ja, von daher verstehen wir auch, daß die Jünger nicht mehr das taten, was wahrer Glaube getan hätte: Sie haben nicht gebetet. Jesus macht seinen Jüngern am Ende klar: Auf das Gebet kommt es an. Offensichtlich hatten die Jünger genau das vergessen, als sie versuchten, das Kind zu heilen.

Ich muß zugeben, daß ich das nur zu gut von mir selbst kenne: Irgendwo stellt sich eine Aufgabe, voller Eifer gehe ich sie an, und plötzlich merke ich: Hoppla, du hast ja gar nicht vorher gebetet.

Nun würde es mich aber sehr überraschen, wenn die Jünger keine Gebete gesprochen haben, als sie versuchten, das Kind zu heilen. Sie fragen Jesus ja auch sehr verwundert: Warum konnten wir nicht? Ich denke nicht, daß sie anders vorgegangen sind, als in den Fällen, als es ihnen gelang, Kranke zu heilen. Was stimmte dann nicht an den „Gebeten“? Vielleicht sind die Jünger damals einem Mißverständnis über das Gebet erlegen. Einem Mißverständnis von dem auch wir hier und heute besonders betroffen sind: Nämlich die Überzeugung, daß Gebet eine Einbahnstraße sei. Wir denken oft, Beten bedeute, Gott mit allem in den Ohren liegen, was uns auf dem Herzen liegt. Was wir ja auch getrost dürfen. Aber wir denken weiter: Beten bedeute, wir führen dabei einen einsamen Monolog und Gott antwortet dabei nicht. Was grottenfalsch ist.

Nun ist das Gebet des Glaubens meiner Ansicht nach genau das Gegenteil von dem, was wir gemeinhin für Gebet halten: Nämlich zunächst und vor allem ist Gebet ein Hören auf das, was Gott uns zu sagen hat und nicht umgekehrt! Und unsere verkehrte Sicht des Gebetes ist uns so geläufig, daß wir darüber dann auch völlig überse-

hen und mißverstehen, wo Gott uns anredet. Weil wir so in unseren Monolog vertieft sind, halten wir auch das, was Gott zu uns spricht, für unser eigenes Geplapper. Weil wir so auf unsere eigene Erwartung fixiert sind, wie Gott uns denn in einer ganz bestimmten Art und Weise ansprechen könnte, übersehen wir, daß Gott das durch vielfältige Weise schon lange tut.

Die Jünger sind also in den Unglauben zurückgefallen, indem sie vergessen hatten, wie sie richtig beten, wie sie mit Gott reden sollen. Statt ihn zu fragen, was sie denn in der jetzigen Lage tun sollen, haben sie auf eigenes Gutdünken gehandelt – und sind kläglich gescheitert. Gottes Handlungsrezepte für unser Leben sind nämlich maßgeschneidert. Statt auf eigene Faust Dinge vom Vortag heraus zu kramen, sollten wir Gott im Gebet fragen, was die passende Lösung für das hier und heute ist. So wie Gebet kein Monolog ist, ist Glaube nicht das tote Für-wahr-halten von irgendwas, sondern eine lebendige Beziehung zu dem lebendigen Gott. Das hatten die Jünger vergessen – statt zu Gott aufzusehen und sich von ihm selbst zeigen zu lassen, wie Er ist, sind sie um das wenige gekreist, von dem sie dachten, daß sie es wüßten.

Jesus hat seine Jünger nicht aufgegeben, sondern sie statt dessen gelehrt, was wahrer Glaube und rechtes Beten heißt. Jesus Christus will auch heute in uns heute den wahren Glauben stärken und uns beibringen, im Gebet auf das Reden unseres Vaters im Himmel zu hören. Wenn wir auf ihn schauen, erkennen wir wie der Vater des Kindes, wo bei uns noch der Unglaube ins Korn geschossen ist. Den Unglauben können wir bei ihm bekennen und abgeben – und uns von

ihm wahren Glauben schenken und im Gebet den rechten Weg zeigen lassen. So wird unser Glaube zum Sieg, der die Welt überwunden hat. Amen.

Wochenlied: Such, wer da will ein ander Ziel; EG 346, 1–3.